Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 659. **Donnerstag** den 29. December **1898.** **92. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 29. December.

Die von Rußland angeregte **Friedensconferenz** wird, wenn englische Mittheilungen richtig sind, im Mai kommenden Jahres in Petersburg stattfinden. Ob Ort und Zeit zutreffen, steht dahin. Denn aus derselben Quelle stammt auch die Mittheilung, daß der Arbeitsplan der Friedensconferenz geheim gehalten werde, um „vernichtende Preßurtheile" zu vermeiden. Als ob davon der Ausgang der Verhandlung bedingt wäre und nicht vielmehr von den Thatsachen, die keine Macht einseitig zu beeinflussen im Stande ist! Jedenfalls wird man daran festhalten können, daß das nächste Jahr die Conferenz bringt, und wenn sie irgendwie Vorschläge und Anregungen zeitigt, die der Friedensidee förderlich sind, so sollen diese auch, wie in der Thronrede zur Eröffnung des Reichstages in feierlicher Form zugesagt ist, sympathische Aufnahme und rückhaltlose Förderung auf deutscher Seite finden. Denn das deutsche Reich unterhält nicht seine achtunggebietende Wehrkraft, um die vielgenannten „Knochen des Pommerschen Grenadiers" aus eitler Ruhm- und Machtbegier auf ihre Widerstandsfähigkeit in der Feldschlacht zu erproben, sondern um bei der exponirten Lage des Reiches im Herzen Europas seinen Angehörigen die friedliche Entwickelung ihrer geistigen Fähigkeiten und ihrer materiellen Mittel zu verbürgen. Daß die Conferenz keine „Abrüstungsconferenz" wird, wie sie der Idealismus der Friedensfreunde sich erträumt, ist schon jetzt klar, weil selbst diejenigen Völker, deren Regierungen der Conferenz zugestimmt haben — Rußland nicht ausgeschlossen —, am Werke sind, ihre Streitkräfte durch Vermehrung der Truppen, Verbesserung der Hauptwaffe und Herstellung neuer Verkehrsmittel zu verstärken. So steht Rußland vor dem Riesenwerke der transsibirischen Bahn, die zwar in erster Linie der Cultur dienen soll, aber auch für den Kampf um die „Plätze in der Sonne" die Streitkraft Rußlands verdoppeln wird. Und wenn man weiter die letzten internationalen Conferenzen, die Brüsseler Zuckerconferenz und die römische Anti-Anarchistenconferenz verfolgt und dabei sieht, wie schwer in verhältnißmäßig einfachen wirthschaftlichen und politischen, durch ein dringendes Bedürfniß aufgeworfenen Fragen das gegenseitige Mißtrauen überwunden und sehr spärliche Resultate erzielt werden konnten, so wird man es schon als großen Erfolg der Initiative des Zaren ansehen müssen, wenn sie die Formen, in denen sich künftig die unausbleiblichen kriegerischen Auseinandersetzungen der Völker vollziehen werden, thunlichst mit dem Geiste der Humanität durchtränkt. Die erste Anregung in dieser Richtung hat bekanntlich Richard Thurow in der Morgenausgabe des „Leipz. Tagebl." vom 10. December gegeben, ihm folgt mit einem „offenen Sendschreiben" der Vorkämpfer der modernen Kriegshygiene Dr. v. Esmarch. Er knüpft an die eine der großen internationalen Conventionen an, die diesem Zwecke gedient haben: Die Petersburger Convention vom Jahre 1868, welche die Verwendung von Explosivgeschossen unter 400 Gramm Gewicht verbot, diese dadurch aus dem Kampf von Mann gegen Mann bannte und der Fern- und Massenwirkung der Artillerie zuwies. Diese Convention ist gehalten worden, bis die Technik das einfache Geschoß zum Sprenggeschoß machte. Das Nickelmantelhartblei-Geschoß des modernen Infanteriegewehres wirkt noch auf Entfernungen, die das frühere Gewehr nicht kannte, vermöge der in ihm aufgespeicherten lebenden Kraft als Sprenggeschoß, wenn es in der Schädelhöhle einschlägt oder größere Blutgefäße trifft. Diese Wirkung ist aufs Furchtbarste gesteigert in dem Hartbleigeschoß, in dem das Blei selbst die Spitze bildete, beim Einschlagen in menschliche Leiber dann deformirt und bis auf 600 m Entfernung, also gerade im Nahkampfe, Wunden reißt, die unter Weichtheilzerreißung und Knochenzertrümmerung denen des Sprenggeschosses vollständig gleichkommen. Als Dum-Dum-Kugeln nach der englischen Staatsfabrik Dum-Dum bei Kalkutta sind diese Geschosse bekannt; sie fanden im Kampfe gegen die Stämme am Tschitral grause Verwendung. Neuerdings ist bekannt geworden, daß in englischen Fabriken Patronen angefertigt worden sind, bei denen man, um eine ähnliche Wirkung zu erzeugen, den Nickelmantel an der Spitze der Kugel mit einer runden Oeffnung versehen hat. Unter diesen Umständen tritt mit Recht Friedrich von Esmarch dafür ein, daß die neue Conferenz, an Petersburger Traditionen anknüpfend, nur solche kleincalibrige Bleigeschosse gestattet, welche entweder ganz oder wenigstens an der Spitze mit einem Mantel aus hartem Metall versehen sind, damit die Soldaten, wenn sie einmal kampfunfähig gemacht werden, nicht für ihr Leben grausam verstümmelte Krüppel bleiben. Und noch eine zweite Aufgabe könnte dabei der Conferenz einen hervorragenden Platz in der Geschichte der menschlichen Cultur sichern. Der Petersburger Convention voran ging die bekannte Genfer Convention vom Jahre 1864, die, unter dem Zeichen des rothen Kreuzes auf weißem Grunde, die Pflege der verwundeten und erkrankten Soldaten, die Aerzte und das pflegende Hilfspersonal und die Feldhospitäler unter den Schutz der Neutralität stellte. Wiederholt sind seither Anläufe gemacht worden, diesen für die Praxis so dehnbaren Ausdruck durch den Begriff der „Unverletzlichkeit" zu ersetzen und dahin zu wirken, daß in die militairischen Reglements und Sanitätsinstructionen jener Satz kommt, der in § 5 der deutschen Kriegssanitätsordnung ohne Bezugnahme auf Gegenseitigkeit und internationale Verträge kurz und human sagt: „Kranke und verwundete Kriegsgefangene nehmen gleich den Soldaten des deutschen Heeres und den Angehörigen verbündeter Heere an der Krankenpflege Theil." Um diesem Ziel näher zu kommen, haben 1868 die Vertreter von 14 Mächten in Genf sich an die Weiterführung der Convention gemacht; 1874 hat daran der von allen europäischen Großmächten nach Brüssel entsandte „völkerrechtliche Congreß" sich bemüht. Zur allgemeinen Anerkennung aber haben es die bisherigen Reformversuche nicht gebracht. Nimmt der Friedenscongreß auch diese Frage in seinen Arbeitsbereich, dann tritt er kräftig auf den Boden praktischer Arbeit, der sich schon wegen der unmittelbar sich daraus ergebenden Wirkungen im Dienste der Menschlichkeit und des damit verbundenen praktischen Nutzens kein Culturstaat entziehen kann.

Bei der Erörterung der **Militairvorlage** haben wir die durch sie aufgeworfenen technischen Fragen nur gestreift und betont, daß die Militairverwaltung für deren Lösung die volle Verantwortung zu tragen habe. Diese Bemerkung war der Rester von Bedenken allgemeiner und besonderer Natur, die wir bei Fachmännern vorhanden wußten. Jetzt spricht ein Sachkundiger solche Bedenken an einer Stelle aus, die in militairpolitischer Beziehung gewiß unverdächtig ist, nämlich in der „Kreuzzeitung". Das Blatt geht nicht, wie man vielleicht meinen könnte, von einer Kritik der zweijährigen Dienstzeit aus, es theilt aber den Unwillen über die Empfehlung und Einführung der Halb-Bataillone, die vom Grafen Caprivi als das Rückgrat des Wesens der verkürzten Dienstzeit gepriesen worden waren und — alsbald wieder verschwinden mußten. Auch das Schicksal der gleichfalls so viel belobten „Meldereiter" giebt dem Militair der „Kreuzzeitung" Anlaß zu scharfen Ausstellungen. Obwohl kein Freund dieser Neuerung, sieht er sie deshalb mit Befremden wieder vom Schauplatz verschwinden, weil die Begründung zur Vorlage den „Jägern zu Pferde", wie die Meldereiter seit einiger Zeit genannt werden, ausgezeichnete Leistungen im Melde- und Ordonnanzdienst nachrühmt. Drei neue Cavallerieregimenter, die den Namen „Jäger zu Pferde" führen sollen, sieht die „Kreuzztg." mit Grund nicht als eine Beibehaltung, sondern im Gegentheil als eine Ausmerzung der Meldereiter in Preußen an, denn zur Bildung der drei Regimenter ist der größte Theil der in Preußen bestehenden Detachements Jäger zu Pferde in Aussicht genommen. Eine „nicht klare Maßregel" erblickt der Kritiker auch darin, daß die neuen Cavallerieregimenter nur vier Schwadronen erhalten sollen, während doch die Armee die „Schaffung der fünften Escadrons als einen unentbehrlichen Bestandtheil dieser Waffe begrüßt hatte". Selbstverständlich fehlt auch in der „Kreuzzeitung" eine scharfe Rüge der „Inconsequenz" nicht, mit der die Vorlage für zwei preußische Armeecorps dritte Divisionen aufstellt, obwohl sie gleichzeitig drei neue Armeecorps (mit je zwei Divisionen) lediglich aus dem Grunde errichtet, weil ihr die dritten Divisionen vom Uebel erscheinen. Beachtenswerther wohl, als die einzelnen Ausstellungen an dem vorliegenden Entwurfe, ist das Urtheil, das das hochconservative Blatt über die „Behandlung der Militairvorlagen seitens der Regierung" überhaupt fällt. Wir lesen:

„Während die conservativen Parteien in früheren Perioden an die Militair-Reformen, mit blindem Vertrauen auf deren Nützlichkeit, zu Nachwendigkeit, alle Kräfte ansetzten, um sie zur Annahme zu bringen, ist seit der Amtsführung des Grafen Caprivi allmählich ein nicht unberechtigtes Mißtrauen an dessen Stelle getreten. Einerseits wurden Versprechen gegeben, die man nicht halten konnte, andererseits Vorlagen gemacht, die so schnell einer Aenderung unterworfen wurden, daß kaum anzunehmen ist, daß diese nicht schon von vornherein der Militair-Verwaltung vorgeschwebt haben sollte."

Die Beunruhigung, die sich in diesen Worten widerspiegelt, ist in der That in weiten Kreisen der Heeresfreunde vorhanden. Sie gilt einer gewissen Uebereiltheit in der Behandlung von militairischen Fragen, die wohl der Thatsache zuzuschreiben ist, daß das Verantwortlichkeitssystem, das in der „civilen" Politik ausgerottet ist, in der Heeresverwaltung erst recht nicht mehr besteht. Diese Entwickelung erregt gegenüber neuen Heeresforderungen Beklemmungen, wie man sie in früheren Zeiten nicht gekannt hat. Sonst war die Pflicht der Volksvertretung erfüllt, wenn sie bei der Prüfung von Militairvorlagen zu dem Ergebnisse gelangt war, daß die Wehrverhältnisse der Nachbarstaaten neue Opfer nöthig machten und daß Deutschlands Finanzen und Bevölkerungsziffer die Lasten erträglich erscheinen ließen. Jetzt regen sich bange Zweifel, ob die Bewilligungen ihren einzigen Zweck, das Reich so wehrhaft als nur möglich zu machen, auch wirklich so weit erreichen, als es geschehen kann. Das Sprunghafte unserer Politik gesellt zu dieser Besorgniß eine zweite, nicht minder große. Der Reichstag scheint uns, vorläufig wenigstens, nicht berechtigt, Erwägungen dieser Art zur Grundlage seiner Stellung zu der an sich begründet erscheinenden Militairvorlage zu nehmen. Aber den heeresfreundlichen Parteien dürfte nachgerade die Pflicht erwachsen sein, mit tiefem Ernste die Erwartung auszusprechen, daß die Bestimmung des Heeres als eines Vertheidigungsinstruments peinlich respectirt werde. Die schlimmste Seite des schlimmen lippischen Handels war die, daß sie den Schein erweckte, als ob man die Armee in Friedenszeiten noch zu etwas Anderem benützte, als zur Ausbildung ihrer Schlagfertigkeit für den Kriegsfall.

Zur Wahrung der Gesetzgebungsinteressen der **englischen** Arbeitgeber hat sich jenseits des Canals eine Organisation unter der Bezeichnung „Employers Parliamentary Council" gebildet, deren Vorsitzender der Earl of Wemyß ist, und unter deren Vicevorsitzenden sich Männer mit so bekannten Namen wie Mr. George Livesey und Mr. Alexander Siemens befinden. Ein Executivausschuß wird die Aufgabe haben, in regelmäßigen Zwischenräumen während der Dauer der Parlamentstagungen zusammenzukommen und auch sonst nach Bedarf Sitzungen abzuhalten, und der Secretair des Ausschusses ist satzungsgemäß verpflichtet, jedem Mitgliede des Parlamentsraths ein Exemplar solcher Gesetzentwürfe zuzustellen, welche in einem der Häuser des Parlaments eingebracht werden, sofern sie von Materien handeln, welche entweder vom allgemeingeschäftlichen Standpuncte oder vom Standpunct irgend eines besonderen Industriezweiges Interesse für die englischen Arbeitgeber bieten. Jedem solcher Gesetzentwürfe hat der Secretair eine kurze Analyse sowie die Anheimgabe beizufügen, den betreffenden Entwurf denjenigen Bezirks- oder Ortsverbänden der Arbeitgeber zur Kenntnißnahme und Begutachtung einzureichen, mit welchen das Parlamentsrathsmitglied in engeren Beziehungen steht, damit diese den Absender informiren bezw. instruiren, welche Stellungnahme in der Sache er bei den Verhandlungen innerhalb des genannten Arbeitgeberrathes einzunehmen und wie er auf die Beschlüsse des Plenums einzuwirken hat. Während der Dauer der Parlamentstagungen wird der Parlamentsrath der Arbeitgeber Listen aller von ihm eingebrachten, befürworteten oder bekämpften Gesetzentwürfe an die Parlamentsmitglieder und an die Zeitungen ausgeben, und beim Parlament wegen jeder Vorlage, sei es für oder wider, vorstellig werden, zu welcher er Stellung genommen hat. Doch wird der Parlamentsrath in keinem Falle in Action treten, ehe er sich nicht der einmüthigen Zustimmung derjenigen in seiner Organisation vertretenen Arbeitgeberverbände sicher weiß, deren Industrie daran betheiligt ist, und ehe nicht zwei Drittel der anwesenden Mitglieder des Parlamentsraths der Ergreifung von Initiativschritten zugestimmt haben. Ferner wird der Parlamentsrath es sich angelegen sein lassen, die örtlichen Arbeitgeberverbände zu bestimmen, daß sie ihren Einfluß bei dem Parlamentsmitglied ihres Wahlkreises zur Unterstützung der in Sachen irgend einer Vorlage von dem Parlamentsrathe der Arbeitgeber eröffneten Action geltend machen. Wenn nöthig, sollen Abordnungen zu den Ministern entsandt werden, um diesen die Wünsche, Ansichten, Gutachten ꝛc. der Arbeitgeberschaft des Vereinigten Königreichs bezüglich jeder das Parlament beschäftigenden Vorlage vorzulegen, welche das Interesse der Arbeitgeber berührt. Der Secretair soll als ständiger Agent des Parlamentsraths fungiren. Mit Bewerbern um Parlamentsmandate ist vom Standpuncte der Arbeitgeberinteressen Fühlung zu nehmen. Zur Deckung der Kosten werden von jedem der dem Parlamentsrathe angehörenden Arbeitgeberverbände oder einzelnen Arbeitgeber mindestens 10 Guineen jährlich beigesteuert, daneben sind auch Extra-Umlagen gestattet, welche aber jährlich den Höchstbetrag von ½ Penny pro Kopf der von den Arbeitgeberverbänden oder den einzelnen Arbeitgebern, die der Organisation als Mitglieder angehören, beschäftigten Arbeiter nicht überschreiten dürfen.

Wenn die im heutigen Morgenblatte erörterte Frage der Errichtung einer **päpstlichen Nuntiatur in Petersburg** noch nicht in ein entscheidendes Stadium getreten ist, so liegt das der „Germania" zufolge daran, daß noch keine ausreichende Gewähr dafür geboten wurde, daß dem Nuntius in Petersburg die einem diplomatischen Vertreter des Papstes zustehenden Befugnisse in dem gleichen Umfang wie anderen Nuntiaturen in katholischen Hauptstädten eingeräumt werden sollen. Welcher Art diese Befugnisse sind, darüber unterrichtet ebenso anschaulich wie einwandfrei das vom Cardinal Fürstbischof Kopp approbirte Werk „Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild". Darin wird u. A. gesagt:

„Wenn der Papst einen Nuntius abordnet, so schickt er keinen einfachen Botschafter, wie es ein Staatsoberhaupt thut; der Nuntius ist zweifellos Botschafter, aber er ist mehr wie der. Er vertritt zunächst den Papst, der die oberste, ordentliche und unmittelbare Gewalt über die ganze Kirche hat, und in Kraft dieser Vertretung beziehen sich die Gewalten der Nuntien nicht nur auf zeitliche, sondern auch auf geistliche Geschäfte und Interessen... Wegen des doppelten Charakters, mit dem der Nuntius bekleidet ist, hat er ein Recht auf besondere Ehrungen, die im Ceremoniell der Bischöfe vorgesehen sind; daraus kann man entnehmen, daß er eine wirkliche Jurisdiction über die Gläubigen des ganzen Nuntiaturgebietes ausübt... Vor dem Concil von Trient konnten die Nuntien in erster Instanz alle vor ihr Tribunal gebrachten Sachen entscheiden; seit jener Zeit jedoch ist ihnen diese Vollmacht genommen und sie können nur noch in der Berufungsinstanz urtheilen. Sie dürfen bei bestimmten Gelegenheiten 100 Tage Ablaß ertheilen, die Erlaubniß zum Lesen verbotener Bücher geben u. s. w. Endlich aber, und das ist das Wichtigste, haben sie die Pflicht, den Gläubigen in gewissen rein kirchlichen und kirchlich-politischen Verhältnissen und Beziehungen

---

Feuilleton.

Hellersdorff.

10) Novelle von Hedda von Schmid.

Nachdruck verboten.

Rydegg war bereits etliche Mal im Begriff gewesen, an Harald die Frage zu richten: „Mensch, bist Du denn blind? Siehst Du denn nicht, welch' ein reiches Glück neben Dir blüht — und Du hegst und pflegst dasselbe nicht, Du läßest es verkümmern und verwelken"; doch er hatte sich immer wieder Schweigen auferlegt, aus Zartgefühl. Harald, das wußte er, war ein verschlossener Charakter. Nein, hier mußte auf Umwegen gewirkt werden, und daher nahm Arend mit Freuden wahr, welch' eine mächtige Bundesgenossin er in Elisabeth Traun besaß. Was hatte sie, deren Nähe zu meiden sein erster Impuls gewesen, die ihn jedoch unwiderstehlich immer mehr und mehr anzog, in wenigen Wochen aus Irene gemacht. Elisabeth hatte unter Anderem, im Interesse ihrer Freundin, der besten Schneiderin der Kreisstadt tüchtig zu thun gegeben, und die „schöne Frau von Rembden" kam nun erst zu voller Geltung, nun, wo sie geschmackvoll und nach der Mode gekleidet war. „Ich hätte nie geglaubt, daß diese kleine Frau sich so herausmachen würde", sagte die Baronin zu ihrer Tochter; „ist es nicht am Ende ein wenig unvorsichtig von Dir, mein Kind, Deine Freundin in das wirkungsvollste Licht zu setzen? Baron Rydegg findet Irene sehr schön, davon bin ich überzeugt."

„Wie meinst Du das, Mama, ich verstehe Dich nicht recht . ."

„Mein Gott, wie Du immer gleich aufführst, Elisabeth; nun, ich meine, daß es gefährlich ist, wenn ein interessanter Mensch, wie dieser Rydegg, und eine schöne junge Frau viel mit einander plaudern. Ich würde es passender finden, wenn Harald sich mehr seiner Frau und Rydegg sich mehr Dir widmen wollte."

Elisabeth schwieg. Sie wußte, gegen die Ansichten ihrer Mutter war es schwer, etwas zu äußern, denn wie die meisten beschränkten Naturen besaß die Baronin in kleinen wie großen Dingen viel Eigensinn.

„Irene und Rydegg — welcher Unsinn", doch war es nicht zu leugnen, daß Elisabeth in der folgenden Nacht nicht so fest und süß schlief wie sonst.

Neuntes Capitel.

Tante Hermine, in einem grauen Morgenkleide mit lila Bandschleifen, eine drohende Falte zwischen den Brauen, kam die Treppe aus dem zweiten Stock herab. Unten im Corridor stand, sie erwartend, Harald.

„Guten Morgen, Tante, so früh schon geschäftig?"

Er küßte der alten Dame ehrerbietig die Hand.

„Ich möchte wissen, wie ich sonst mit den Vorbereitungen zu Eurem Feste fertig werden sollte, wollte ich nicht meinen Morgenschlaf opfern", versetzte Tante Hermine übellaunig.

Sonst hatte sie, Harald gegenüber, niemals schlechte Laune gezeigt, er war ja auch stets ein Musterknabe gewesen, bis er jetzt ganz außer Rand und Band gerathen war, ihrer Ansicht nach.

Dieses ewige Ausfahren im Break, dieses Croquet- und Lawtennisspielen, dieses Besuche machen und solche empfangen! Und all' diese unnütze Unruhe hat ein muthwilliges Mädchen heraufbeschworen, diese Elisabeth, von der Harald ja wie behext schien. Irene sagte natürlich zu Allem ja, und fand, was Tante Hermine kaum für möglich gehalten, ebenfalls Vergnügen an dem lebhaften, geselligen Treiben. „Und das will eine trauernde Mutter sein, nach dem Tode des Kleinen that sie gerade so, als wollte sie sich mit Ihm ins Grab legen."

Tante Hermine in ihrem Aerger wurde sehr ungerecht in ihren Selbstgesprächen. „Ich wundere mich, daß Harald noch Interesse für den Gang seiner Wirthschaft hat."

„Liebe Tante", erwiderte Harald freundlich, den gereizten Ton, in dem das alte Fräulein ihm geantwortet, ignorirend, „Du solltest Dir mehr helfen lassen."

„Von wem denn? Die neue Mamsell ist noch ganz ungeschickt und muß erst von mir mehr dressirt werden, wenn sie etwas leisten soll."

„Irene würde sich gewiß Mühe geben, Dir zur Hand zu gehen."

„Irene? Das fehlt mir gerade noch! Die weiß ja in nichts Bescheid hier im Hause."

„Ja, leider", sagte Harald mit schwerer Betonung.

„Willst Du vielleicht damit andeuten, daß Du mit dem, was ich leiste und anordne, unzufrieden bist?"

„Du weißt sehr gut, Tante Hermine, wie sehr ich Dir zu Dank verpflichtet bin", entgegnete Harald ernst, „doch in der letzten Zeit sind Zweifel in mir aufgestiegen, ob es gut und richtig gewesen, daß wir Irene so ganz aus unserem Pflichtenkreis isolirt."

„Guter Harald, wenn Du weiter keine Sorgen hast, so kannst Du Dich beruhigen. Irene ist ein Wesen, das gewöhnt ist, dank der Erziehung ihres seligen Vaters, sich in Alles zu finden. Gieb Dich mit der Thatsache zufrieden, daß sie Dir eine bequeme und sanfte Frau ist. Wenn Trauns fort sind, so kommt hier auch wieder Alles in das alte Geleise und Ruhe ins Haus. Was steht denn heute auf Eurem Programm?"

„Die Anderen wollen zu Sebenbergs fahren — ich, für meine Person, muß darauf verzichten, ich habe vor, den Bau der Mühlschleusen zu inspiciren, der Baumeister hat heute hergeschickt und mich zu einer Besichtigung hinbitten lassen."

„Recht so, daß Du Dich von der Fahrt frei machst", lobte Tante Hermine. „Ich würde Dich gern zur Aa hinunter begleiten, aber die Schafe auf der Hoflage müssen geschoren werden. Ich fahre Nachmittags hinaus und nehme die Mamsell mit, Du holst mich vielleicht ab, Harald, von der Aa bis nach Golta sind es ja nur knapp zwei Werst."

„Vielleicht", antwortete Harald zerstreut.

Durch das offen stehende Corridorfenster konnte er einen Theil des Parkes überblicken, durch die Lindenstämme schimmerte ein helles Kleid, es war Irene, die langsam den Kiesweg entlang schritt — ihre Hände nestelten an einem großen Blumenstrauß — blaßrosa Rosen — von den Stämmchen, welche vor der Veranda blühten, geschnitten —.

Durch eine kleine Seitenpforte, Harald konnte seine Frau noch eine Weile mit seinen Blicken verfolgen, verließ Irene den Park.

„Sie geht auf den Kirchhof", sagte er sich, — und plötzlich fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er nur sehr selten und auch nur in der ersten Zeit nach dem Todesfall das Grab seines kleinen Harry mit Irene zusammen besucht. Sie war damals so starr und unzugänglich, so gar nicht empfänglich für seine gut gemeinten Trostesworte gewesen. Da hatte er es bald aufgegeben, mit ihr über das todte Kind zu reden. Jetzt schalt er sich nachträglich. Elisabeth verstand es viel besser, Irene zu nehmen, wie war letztere aufgethaut und aufgeblüht in den letzten Wochen.

Harald ertappte sich immer öfter darauf, daß er über seine Frau nachgrübelte. Er hatte ja früher nicht einmal so recht bemerkt, wie schön sie eigentlich war, er hatte einfach von ihr Besitz ergriffen, wie von Hellersdorff, ohne über ihren Werth, ihr ganzes Sein nachzudenken. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach der Regenzeit hatten sich schwüle Tage eingestellt, die Luft war voll von Gewittern, die noch immer zögerten, sich zu entladen. Auch heute lag eine fast unerträgliche Schwüle in der Natur, und Irene, von ihrem Vormittagsspaziergang auf den Kirchhof heimgekehrt, klagte über Kopfweh.

„Es thut mir sehr leid, aber die Fahrt nach Sebenberg muß ich aufgeben", sagte sie, als man bei Tische saß.

„Dann bleiben wir ebenfalls zu Hause", schlug Elisabeth vor, „nicht wahr, Harald, Sie senden der Gräfin einen Boten."

Doch die Baronin protestirte.

SLUB
Wir führen Wissen.